

Feuer in der Ufnaustraße: Die Nacht, in der zwei Jungen kokeln und neun Berliner sterben

Von Axel Lier

Schnelle Schritte hallen über den Hinterhof. Aus den Fenstern dringen Licht und Stimmen. Jemand lacht, ein Baby schreit. Die Frau mit den hochhackigen Schuhen eilt vom Hinter- zum Vorderhaus. Ihr dunkler Pferdeschwanz schwingt im Takt der zügigen Schritte. Noch im Gehen zieht Margarita ihre weiße Sweatshirtjacke über den Rollkragenpullover. Es ist eine kalte Sommernacht, kaum 19 Grad. Es ist Montag, der 8. August 2005, 20 Minuten vor elf.

Wenig später schlendern zwei Kinder über den Hinterhof. Sie flüstern. Der eine, klein und schwächling, der andere mehr als einen Kopf größer, proper. In der Hand des Großen klickt ein Feuerzeug, immer wieder. Für Sekunden sieht man das Abbild des Jungen: streichholzlange Haare, ein volles Milchgesicht mit Knubbel-Nase, schmalen Augen und vollen Lippen. Er trägt ein ausgebleichenes, dunkelblaues Sweatshirt von Russel Athletic. Darunter leuchtet eine weite Militärhose. Moabit-Style.

Die beiden Jungen gehen ins Vorderhaus. Es ist stockdunkel, doch den Lichtschalter im Hausflur drücken sie nicht. Entdeckt zu werden, wäre schlimm, das ist in der Vergangenheit öfter passiert. Zum Beispiel beim Kokeln im Keller vor zwei Monaten. Und vor drei Wochen beim Kritzeln an der Hauswand. Damals hieß es: putzen oder Polizei? Die Jungs machten sauber. Zehn Stunden lang, mit Schrubbern. Am Ende gab es Lob und Titel: Ehrenhausmeister.

Doch die Amtseinführung scheint vergessen. Neben den Kinderwagen, gleich unter der Treppe, liegen alte Gratiszeitungen verstreut auf dem Boden. Der große Junge heißt Woitek (Name von der Redaktion geändert). Er setzt sich auf die Holzterasse, nimmt eine Werbebeilage und zündet sie an. Qualm steigt auf, die Flammen fressen das Papier. Übrig bleibt die Asche. Sein kleiner Bruder Miro strahlt. Noch mal.

Ein Stapel Zeitungen soll brennen

Zwei Zeitungsseiten brennen ab. Woitek tritt die Flammen aus. Es stinkt im Hausflur, die beiden Jungs lachen. Jetzt soll gleich ein Stapel Zeitungen brennen, hinten in der Ecke, neben dem Geländer aus Holz. Woitek hält das Feuerzeug an das Papier. Aus der winzigen Flamme wird ein Feuer, das sich nicht mehr austreten lässt. Es ist 22.50 Uhr. Die folgenschwerste Brandkatastrophe in der Nachkriegsgeschichte Berlins beginnt.

Erst brennen die Zeitungen, dann ein Kinderwagen, dann noch einer. Irgendwann stehen die Holzstufen der Treppe in Flammen, das Geländer. Der Rauch im Haus wird dunkler, Ruß legt

sich auf die hellen Wände. Woitek und sein neun Jahre alter Bruder bekommen Angst. Sie flüchten über den Hof in das Hinterhaus.

Ihre hochschwängere Mutter Violetta sitzt mit ihrem arabischen Lebensgefährten vor dem Fernseher. Es war ein langer Tag für die überforderte Mutter. Sie ist erschöpft. Auch vom Erzählen: Bis vor ein paar Minuten war ihre Schwester Margarita mit ihrem Mann Marek und den vier Kindern zu Besuch - die Verwandtschaft wohnt im Vorderhaus. Marek hatte irgendwann die Kinder ins Bett gebracht. Dann ging auch Margarita. Vor dem Spiegel im Flur hat sie sich noch schnell ihre Haare zum Pferdeschwanz gebunden, ihre weiße Jacke genommen und ist losgegangen, Zigaretten holen. Das rettet ihr das Leben. Violetta bringt ihre beiden jüngsten Kinder ins Bett, als es an der Wohnungstür klingelt. Die Mutter öffnet im Vorbeigehen. Woitek und seinem Bruder schlägt der Puls bis zum Hals. Die beiden sagen aus Angst vor Strafe kein Wort. Und niemand fragt, wo sie waren. Wie sie den Tag verbracht haben. Ob sie Hunger haben. Wann sie morgen in die Schule müssen. Die Jungs gehen ins Bad, danach ins Bett. Es ist kurz nach elf. Im Vorderhaus leuchten Flammen hinter den Fenstern im Treppenaufgang.

Die erste Scheibe im brennenden Flur zerspringt. Scherben knallen auf den Hinterhof. Oben, im vierten Stock, guckt jemand aus dem Fenster. Woitek überlegt. Dann rennt er zu seiner Mutter ins Wohnzimmer und sagt, dass es im Vorderhaus brennt. Violetta wählt die 112. Der erste Notruf aber geht bei der Polizei ein. In der Direktion 3, Funkbetriebszentrale. Er sorgt keineswegs für Unruhe. Denn Feuermeldungen sind Tagesgeschäft, zu 70 Prozent harmloser Rauch oder angebranntes Essen - "Mahlzeit nach Brandenburger Art" nennen die Funker solche Brandmeldungen. Die Zentrale schickt einen Streifenwagen in die Ufnaustraße.

"Wir müssen alle raus!"

In der Leitstelle der Feuerwehr meldet sich um 23.07 Uhr ein Anrufer über Handy. "Kommen Sie schnell! Brand in Hausflur Ufnaustraße!", schreit der Mann mit arabischen Akzent. Die Feuerwehrmänner reagieren ebenfalls gelassen. In Berlin sind Hausflurbrände nichts Besonderes - über 215 sind bis zu diesem Anruf im Jahr 2005 registriert worden; 33 Mal wurden dabei Kinderwagen angezündet. Am Abend zuvor in Neukölln, am Morgen in einem Friedrichshainer Altbaukiez. Jetzt also Ufnaustraße 8, Moabit.

Die Leitstelle alarmiert die Feuerwache Moabit. Dort trifft gerade ein Löschzug von einem Einsatz ein. Ohne anzuhalten, drehen die Autos auf dem Hof. Der Alarm erreicht jetzt auch die Brandwache Charlottenburg-Nord.

Im brennenden Hausflur der Ufnaustraße bricht das Chaos aus: Türen werden aufgerissen, Schreie durchdringen die Nacht. Es poltert im Hausflur. In einem der oberen Stockwerke sitzt Bakli L. vor dem Fernseher. Seine Frau steht unter der Dusche. Aufgeschreckt durch den Lärm im Hausflur stürzt seine älteste Tochter Shkurte ins Zimmer und schreit: "Papi, Papi, es brennt! Wir müssen alle raus!"

Bakli rennt ins Kinderzimmer, holt seine beiden Söhne und die kleine Tochter aus den Betten. In der Wohnung herrscht Chaos, alle laufen durcheinander. Jeder sucht einen anderen Weg an die Luft. Shkurte gerät in Panik, sie rennt auf den Balkon und springt. 15 Meter in die Tiefe.

Nur Sekunden später flüchtet auch Bakli mit den Kindern auf den Balkon. Seine Frau Perdane legt sich ein nasses Handtuch um den Oberkörper und öffnet die Wohnungstür. Sie stolpert im

Treppenhaus nach unten. Die Hitze wird unerträglich, Rauch nimmt der Mutter die Luft. Sie bricht nach wenigen Stufen zusammen.

Marek, der polnische Familienvater aus dem Vorderhaus, muss allein klarkommen. Seine Frau Margarita ist vor ein paar Minuten losgegangen, Zigaretten holen. Ihre Schwester aus dem Hinterhaus geht nicht ans Telefon. Hastig, aber nicht panisch zieht er seinen Kindern Pullover über. Die Schwestern nehmen ihre Brüder an der Hand. Marek öffnet die Wohnungstür. Vor ihnen türmt sich eine Wand aus schwarzem Rauch.

Familie Q., die neben Margarita und Marek wohnt, schreckt im Schlaf hoch. Vater Bekim, ein hochgewachsener Mann mit tiefschwarzen Haaren, nimmt seine zweijährige Tochter Lema auf den Arm. Seine Frau Violeta fasst nach den Händen ihrer Söhne Besjan und Besart. Die Eltern raffen in den Zimmern ein paar Sachen zusammen, Spielzeug, T-Shirts, Jacken, Ausweise. Dann öffnen sie die Haustür. Im Flur sind die Sirenen der Feuerwehr zu hören. Langsam tastet sich die Familie durch das Treppenhaus.

23.09 Uhr. Mehrere Anrufer melden bei der Feuerwehrleitstelle "Kinder im Haus". Der Lagedienst schickt zwei Minuten später zwei weitere Staffeln los, insgesamt sind jetzt knapp über 30 Retter unterwegs. Drei Fahrzeuge der Feuerwache Moabit erreichen die Ufnaustraße 8 um 23.11 Uhr, vier Minuten nach der Alarmierung. Acht Feuerwehrmänner blicken auf mehr als 80 Menschen, die vor dem brennenden Mietshaus stehen: Verletzte, Anwohner, Passanten, Schaulustige. Griechen, Rumänen, Araber, Polen, Kosovo-Albaner - etwa ein Drittel der 12 000 Bewohner im Kiez hat keinen deutschen Pass. Die Menschen laufen durcheinander, jeder will helfen, irgendwie. Die Polizisten haben Mühe, die Anwohner zu beruhigen. Immer wieder jagen sie Leuten hinterher, die mit Tüchern vor dem Mund in den Hausflur rennen wollen, um andere zu retten.

Auf dem Bürgersteig knien Verletzte, links und rechts neben der Haustür. Die Opfer haben Brandwunden. Ein junges Mädchen liegt bewegungslos auf dem Kopfsteinpflaster. Nachbarn sagen den Feuerwehrmännern, sie sei aus dem vierten Stock gesprungen. Die Retter blicken zum Haus hinauf. Frauen stehen schreiend auf Balkonen. Aus einem Brandalarm ist ein Katastropheneinsatz geworden. Die Feuerwehrmänner fordern Verstärkung: "Massenanfall von Verletzten". Es ist 23.16 Uhr.

Margarita, die Frau mit dem Pferdeschwanz, traut ihren Augen nicht. Als sie vor dem Kiosk ankam, hörte sie erstmals die Sirenen der Löschfahrzeuge. Aber das Geräusch ist im Kiez nichts Ungewöhnliches. Als sie auf dem Rückweg die Feuerwehr vor der Tür ihres Wohnhauses stehen sieht, lässt sie die Zigaretten-Schachtel fallen. "Mein Mann, meine Kinder, lassen Sie mich durch!", brüllt sie die Polizisten an. Die Beamten drücken die aufgebrachte Frau sanft zurück. Margarita gibt nicht nach. Sie schlängelt sich vorbei, mit den Fäusten trommelt sie gegen die Scheiben der abfahrenden Krankenwagen. Sie will einen Blick erhaschen, ihre Kinder könnten in den Transportern liegen. Ein Polizist packt sie an den Armen, zieht sie weg. Die Polin bricht zusammen. Nachbarn kümmern sich um sie.

Ihre Schwester Violetta konnte sich mit den Kindern in Sicherheit bringen. Auf dem Gehweg erkennt sie Margarita in ihrer weißen Jacke und nimmt sie in den Arm. Woitek legt seiner Tante eine Decke über die Schultern. Er sagt kein Wort.

Über die Treppe fressen sich die Flammen hoch bis ins zweite, dritte Geschoss. Putz fällt von den Wänden, weil die Hitze so groß ist. Auf den Balkonen, an den Fenstern des Vorderhauses, stehen noch immer Menschen, die wild gestikulieren, um Hilfe schreien. Von ganz oben wirft

jemand Blumentöpfe auf die Straße, um auf sich aufmerksam zu machen. Über Gigaphone der Feuerwehr und Polizei werden die Mieter aufgefordert, an den Fenstern zu bleiben: "Die Rettungskräfte kommen zu ihrer Wohnungstür!" Motoren dröhnen, Menschen schreien. Die ersten Foto-Reporter und Kamerateams tauchen auf. Immer mehr Menschen kommen in die Ufnaustraße, angelockt vom Getöse und dem Blaulicht der Retter. Ein Feuerwehrmann, der die Wasserversorgung auf der Straße steuert, wird von aufgeregten Passanten mit den Worten "Nun hilf doch endlich!" in Richtung Brandhaus geschubst.

Die Retter lassen sich nicht beirren. Ihre Taktik: schnell das Treppenhaus löschen, aufsteigen und die Menschen in Sicherheit bringen - mit Hilfe von Fluchthauben. Sie können den Hausbewohnern über den Kopf gezogen werden und schützen vor Rauchgasen, Brandgeruch und Kohlenmonoxid. Der Einsatz von Drehleitern dauert zu lange. Auch Sprungpolster können nicht verwendet werden, weil Bäume und eine Baustelle den Zugang erschweren.

Feuerwehrlaute dringen auf den Hinterhof vor. Hinter den Treppenhausfenstern sehen sie Feuerschein bis zum zweiten Obergeschoss, darüber Qualm. Zwei C-Rohre reichen.

Knapp fünf Minuten später sind die Flammen gelöscht. Nur vereinzelt flackern noch Glutnester auf. Um 23.20 Uhr kommt ein Feuerwehrmann aus dem Haus, nimmt die Atemschutzmaske vom Gesicht und meldet dem Einsatzleiter, dass die Lage im Hausflur weitestgehend unter Kontrolle sei. Eine gute Nachricht. Dann sagt er: "Es befinden sich Personen im Treppenraum." Seelsorger werden angefordert.

Mit ihnen treffen weitere Retter ein, 150 Feuerwehrlaute sind acht Minuten vor Mitternacht in Moabit im Einsatz. Ärzte und Sanitäter aus sieben Notarzt- und 21 Rettungswagen versorgen mehr als 50 Verletzte mit Brandsalbe und Mullbinden. Einigen Hausbewohnern werden Sauerstoffgeräte gegen die Rauchgasvergiftungen angelegt. Immer wieder eilen die Feuerwehrmänner in das Vorder- und Hinterhaus und retten Bewohner mit Fluchthauben. Die Mieter müssen durch den verqualmten Flur. Was links und rechts von ihnen auf den Treppen liegt, sehen sie nur schemenhaft. Zum Glück. Sechs schwer verletzte und zwei leicht verletzte Personen werden in Krankenhäuser gefahren.

Feuerwehrlaute sitzen verschwitzt auf dem Bürgersteig. Ihre Kollegen schieben verbrannte Kinder auf Roll-Liegen an ihnen vorbei zu den Rettungswagen und machen Wiederbelebungsversuche. Oft vergebens. Berlins Feuerwehrchef Albrecht Broemme trifft in der Ufnaustraße ein. Als sein Stellvertreter Wilfried Gräfing ankommt, wird die letzte leblose Person aus dem Haus getragen. Auf einer schmalen Brücke in der Nähe landet der Rettungshubschrauber des Unfallkrankenhauses Marzahn. Die fliegende Intensivstation bringt eine Frau und ihr Kind in das Klinikum, das sich auf die Versorgung von schwersten Brandverletzungen spezialisiert hat. Vergeblich versuchen die Ärzte das Kind zu retten.

Gegen 1 Uhr kommen die Ermittler des Brandkommissariates des Landeskriminalamtes in ihren dunkelgrünen Overalls nach Moabit. Sie suchen im Dreck nach Spuren. Das Haus wird von der Bauaufsicht gesperrt. Die meisten betroffenen Mieter ziehen zu Verwandten. Andere werden in Ausweichquartiere des Bezirksamtes gebracht.

Margarita aus Polen, die noch nicht weiß, dass sie bis auf einen Sohn ihre Familie in den Flammen verloren hat, liegt mit starren Augen auf einer Matratze in der Charité. Ihr Neffe Woitek schläft in einem Bett bei Bekannten. Über den Polizeifunk geben die Beamten vor Ort in die Zentrale der Direktion 3 am frühen Morgen die Abschlusszahl durch: "Acht Tote, etwa zehn Verletzte. Jetzt nur noch Kripoarbeit".

Dienstag, 9. August. Es regnet in der Ufnaustraße, das Thermometer zeigt 16 Grad. Ein Hausschuh aus Filz liegt in einer Pfütze, daneben zerknüllte Gummi-Handschuhe, ein paar blutige Mullbinden. Eisenstangen eines Baugerüsts stehen an den Hauswänden, jemand hatte in der Nacht versucht, daraus eine Leiter zu bauen, um die Leute von den Balkonen zu retten. Ein Passant geht auf die verrußte Haustür zu, hebt kurz das Absperrband der Polizei und legt Blumen nieder. Er hat an dieser Stelle in der Nacht ein totes Kind liegen sehen, erzählt er den Beamten von der Frühschicht.

Immer mehr Berliner kommen am Vormittag in die Ufnaustraße: Passanten, Neugierige und Hausbewohner, die nach Angehörigen suchen - oder nach Behördenvertretern, die Notunterkünfte zuweisen. Jemand hält Fotos von Vermissten in die Luft. Die meisten der Umstehenden wollen aber ihre Wut ablassen. "Feuerwehr hat nix gemacht, gar nix!", ruft ein Mann. Die Leute um ihn herum nicken.

Etwas abseits der dunkelgrünen Haustür steht Woitek. Der Zwölfjährige trägt noch immer sein ausgebleichenes Sweatshirt und die Tarnhose. Regen legt sich auf sein kurzes Haar, tropft ihm über Stirn und Wangen. Ob er etwas vom Brand berichten könnte, fragt ihn ein Reporter. Sein Blick ist leer, in seinen Augen sammeln sich Tränen. "Meine Mutter hat mich geweckt und gerufen, dass es brennt. Aus dem Treppenhaus waren Stimmen zu hören, ich ging zur Wohnungstür, als ich so etwas wie eine Explosion hörte", sagt er dem Reporter. "Ich bin dann trotzdem raus." Dann wird seine Stimme leiser: "Meine Cousine Anita kam mir im Treppenhaus entgegen, sie brannte. Auch mein Cousin Alberto taumelte auf mich zu, er hat nur noch geröchelt. Ich bin mit ihnen ins Erdgeschoss gelaufen, dort brachen sie zusammen." Beide sind tot.

Albrecht Broemme, Berlins Feuerwehrchef, wirkt verstört, als ihm Journalisten auf dem Weg zum Brandhaus immer dieselbe Frage stellen: Haben die Retter versagt? Broemme, der seine dunkelblaue Uniform trägt, schüttelt den Kopf. "Das kann gar nicht sein." Sprach- und Mentalitätsprobleme hätten die Rettung zwar erschwert, sagt er. Aber: "Wären die Opfer in den Wohnungen geblieben, würden sie noch leben. Bis auf eine Wohnung im zweiten Stock waren alle rauchfrei. Die Flucht ins Treppenhaus war eine Flucht in den Tod."

Während Broemme vor der Absperrung Interviews gibt, hat sich im Hinterhof der Hausnummer 8 eine Gruppe zu einer Andacht versammelt: Innensenator Ehrhart Körting steht mit im Kreis, der evangelische Bischof Wolfgang Huber, der Integrationsbeauftragte Günter Piening, ein islamischer Geistlicher und neun Polizisten. Sie senken die Köpfe, schweigen. Nur der Regen ist zu hören.

Das Bild des toten Ehemannes in der Hand

Danach kommt Körting vor das Haus und sagt, dass nichts auf einen Anschlag hinweise. Dem Täter sei wohl nicht bewusst gewesen, was er anrichtet. Rechts von ihm, hinter dem rot-weißen Flatterband der Polizei, steht ein Milchgesicht mit durchnässtem Sweatshirt und Tarnhose. Woitek wischt sich die Regentropfen von der Stirn. Dann winkt er dem Reporter zu, dem er das Interview gegeben hat, und verschwindet in die Huttenstraße.

Margarita liegt derweil auf einer Trage im Rudolf-Virchow-Krankenhaus. Erste-Hilfe-Abteilung der Frauenklinik, Station 62. Die Ärzte geben ihr Valium. Wenn sie aufstehen darf, eilt sie mit Verwandten zum Krankenbett von Nico, ihrem Sohn. Er liegt auf der Intensivstation, wird nach mehreren Notoperationen künstlich beatmet. Sein Gesicht und die

Beine sind verbrannt. Margarita weint. In ihrer linken Hand hält sie ein Bild ihres Mannes Marek. Er ist tot, das wurde ihr gesagt. Wo ihre Kinder Alberto, Anita und Nicole sind, weiß sie nicht. Die Ärzte bringen es ihr schonend bei. Doch Margarita versteht nicht, sie will nicht verstehen. Draußen, vor der Schiebetür, warten zwei Dutzend Familienangehörige. Der zwölfjährige Woitek ist auch dabei. Margaritas Tante geht auf die verstörte Mutter zu. "Deine Kinder sind tot", sagt sie leise auf Polnisch. Margarita schreit so laut, dass der Sicherheitsdienst kommt.

Auch der kleine Besart Q. liegt im Krankenhaus. Er hat die Flammen überlebt. Feuerwehrleute fanden ihn röchelnd auf der verkohlten Haustreppe. Daneben seine Eltern und die Geschwister - sie haben es nicht geschafft. Seit Mitternacht ist der kleine Junge aus dem Kosovo Vollwaise.

Sprung aus dem Fenster überlebt

Bakli L., der Mann aus dem Vorderhaus, der sich und seine Kinder in der Nacht auf den Balkon gerettet hatte, blieb unverletzt. Seine Frau Perdane und seine Tochter Shkurte aber hat er seitdem nicht mehr gesehen. In den Morgenstunden klappert er ein Krankenhaus nach dem anderen ab. Im Virchow-Klinikum in Wedding findet er gegen Mittag seine Tochter. Sie hat Verbrennungen, sagen die Ärzte, die Hüfte ist gebrochen, weil sie aus Angst aus dem vierten Stock gesprungen ist. Aber sie lebt. Baklis Frau Perdane wird zur selben Zeit im Unfallkrankenhaus Marzahn behandelt. 65 Prozent ihrer Hautoberfläche sind verbrannt. Ihr Mann kann sie nur noch anhand ihres Schmucks identifizieren. Perdane hat Rauch eingeatmet. Die Ärzte kämpfen um ihr Leben. Vergebens. Die Frau aus dem Kosovo ist das neunte Brandopfer von Moabit.

Eine Woche später meldet die Staatsanwaltschaft: "Brandkatastrophe aufgeklärt: 12-Jähriger kokelte". In seiner dritten Vernehmung hat Woitek die Tat gestanden. Im Beisein einer Psychologin. "Das Kind ist nicht krankhaft an Brandstiftungen interessiert. Es war wohl eher die ganz normale Faszination des Feuers", sagt ein Ermittler. Strafe braucht der Junge nicht zu fürchten, Woitek ist zu jung für das Gesetz. Seine hochschwängere Mutter Violetta will von der Aussage ihres Sohnes nichts wissen. Er sei um acht Uhr im Bett gewesen, sagt sie den Beamten, er selbst habe Alarm geschlagen. Der Versuch zu verdrängen, was nicht zu verdrängen ist - ihr "großer Dicker" hat die Familie ihrer Schwester auf dem Gewissen. Und fünf weitere Menschen, enge Freunde aus dem Haus.

Noch in der Nacht zum Dienstag flüchtet Violetta mit ihren Kindern aus dem Brandhaus in der Ufnaustraße. In Begleitung von Beamten. Sie, Woitek, sein Bruder Miro und ihre anderen Kinder werden von den Behörden getrennt an geheimen Orten versteckt. Es gab Morddrohungen am Telefon: "Du hast vier von uns genommen, jetzt musst du vier von dir geben", hat jemand gesagt. An das Klingelschild der Familie im ersten Stock hat einer mit Bleistift "Killer" gekritzelt. Die Bewohner des Hauses jagen Schaulustige auf die Straße, die vor den Wohnungen der Toten und des Täters stehen. Eine Frau aus dem Hinterhaus schüttelt den Kopf. "Wir wollen unbedingt hier weg. Ich glaube, erst dann können wir verarbeiten, was passiert ist."

Der kleine Hund stolpert über Teppichkanten und rutscht auf dem Laminatfußboden immer wieder aus. Mit müden Augen beobachtet Margarita den Chihuahua. Sie sitzt in der Wohnung von Verwandten. "Der Hund ist das Einzige, was mir von meiner Familie geblieben ist", sagt sie. Der kleine Tiknu sollte das Geburtstagsgeschenk für einen ihrer Söhne sein. Als die Familie aus ihrer Wohnung in den Tod rannte, kauerte sich der Hund auf seine Schmusedecke

in einem Karton. Feuerwehrleute entdeckten Tiknu zwölf Stunden später in der Wohnzimmer-Ecke. Unverletzt.